



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

D., I. v: Englische Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Englische Literatur.

Unter allen fremden Literaturen ist die englische diejenige, welche wir uns am meisten zu eigen gemacht haben. Während aus den andern immer nur einzelne Schriftsteller, selbst nur einzelne Bücher in Deutschland populär geworden sind, hat sie von Anfang an bis jetzt Heimathrecht bei uns gehabt. Ein Mal nur, während der achtzehn Jahre nach der Julirevolution, wurde sie von der französischen etwas bei Seite gedrängt, aber auch nur während dieser kurzen Epoche. Die Reaction gegen die französische Literatur datirt keineswegs erst vom letzten Kriege. Sie begann mit der Februarrevolution, sie gewann unter dem zweiten Kaiserreich mehr und mehr an Ausdehnung und Kraft. Jetzt ist die französische Literatur, außer auf der Bühne, wo sie sich noch als Gewohnheit behauptet, so gut wie verschwunden, und den Platz, welchen sie freigelassen, hat die englische triumphirend ausgefüllt.

Eine zweite Sammlung brittischer und amerikanischer Schriftsteller ist daher für Deutschland keineswegs zu viel; im Gegentheil, sie kann als ein dankenswerthes Unternehmen bezeichnet werden. Im Januar 1872 begonnen, hat sie noch vor Ablauf des Jahres bereits über dreißig Bände und meistens wirklich gediegene Werke gebracht. Daß die weiblichen Namen vorherrschen, ist kein Vorwurf für die Verlags-handlung, selbst keine Eigenthümlichkeit der Sammlung; seit Dickens, Thackeray und Lever todt sind und Bulwer fast gänzlich verstummt ist, behaupten die Frauen in England das Feld der Belletristik, auf welchem nur Anthony Trollope und Wilkie Collins ihnen noch erfolgreich Concurrenz machen dürften.

Das bedeutendste Frauenwerk der Sammlung, „*Middlemarch, a Study of Provincial Life* by George Eliot“, liegt uns in diesem Augenblick noch nicht vollständig vor und bleibt daher für eine spätere, besondere Besprechung aufgespart. Von „*Robert Ainsleigh* by M. E. Braddon“ (vol. 11 bis 13) läßt sich nur im Ganzen sagen, daß wir von der Verfasserin noch kein so gemäsigt gehaltenes und sorgfältig gearbeitetes Buch gelesen haben. Der Stoff ist zu reichhaltig, um in Einzelheiten eingehen zu können; eines Characters nur sei erwähnt: Margery's der gefeierten Schauspielerin, welche trotz ihrer wahrhaften Leidenschaft für den Helden edelmüthig zurücktritt, um ihn einer länger Liebenden zu überlassen. Da wir hier zum dritten Male dieser Gestalt in neuen Productionen begegnen, scheint sie bestimmt, ein Heldinentypus mehr zu werden.

„*Thomasina* by the Author of *Dorothy*“ (vol. 24) ist kein Typus, sondern nur sie selbst. Eigentlich sollte sie nicht *Thomasina* heißen, ihre Mutter findet, gestehen wir es, nicht mit Unrecht, den Namen ganz abscheulich.

*) Asher's Collection of English Authors. British and American. Berlin. Vol. I – XXXVII.

Wer heißt denn Thomafina? — O, seit fünf Generationen hat es stets einen Thomas oder eine Thomafina in der Bertram'schen Familie gegeben, erläutert Anthony Bertram, der Vater der neuen Thomafina, und alle die Thomafina's sind bedeutende Frauenzimmer gewesen: seine liebe Schwester und seine liebe Cousine, die beide todt sind; und seine Tante, die noch lebt, die Schwester seines Vaters, Mrs. General Grey, ist allerdings nicht ganz einnehmend — sie hat es bei ihrem alten General so schwer gehabt und es sich dabei angewöhnt, unangenehm zu sein — aber a remarkable woman ist sie doch, und endlich wünschen Sir Richard und Lady Bertram, daß ihr erstes Enkelkind den traditionellen Familiennamen trage. Sobald die junge Frau hört, daß Sir Richard und Lady Bertram es wünschen, läßt sie ohne weitere Widerrede das Geschick des unglücklichen Namens über ihr kleines Mädchen ergehen. Anthony ist ein Modellsohn; mit vierzig Jahren gehorcht er, wie mit vieren, und zwar nicht bloß für seine eigene Person, sondern auch im Namen seiner Frau. Diese langweilt sich in ihrer schwiegertöchterlichen Nichteristenz langsam zu Tode, was die Familie, Thomafina inbegriffen, sehr kühl aufnimmt. Ein Kind, welches an einer kränkenden, traurigen Mutter hängt, muß ein halber Engel sein und das ist Thomafina nicht. Thomafina besteht vorläufig noch gänzlich aus Eigenwillen und Egoismus, aber dabei hat sie gesunde Vernunftinstinkte, will endlich nicht immer so viel mit „großen Leuten“, sondern mit Gespielen ihres Alters verkehren und nebenbei etwas lernen. „Ich will Euch etwas sagen, Anthony,“ sagt sie zu ihrem Vater, „ich will aufhören, Euch so zu rufen und a duce zu sein, nicht weil Tante Thomafina es wünscht, sondern weil ich es wünsche.“ Sie weiß auch gleich, wohin sie will: zum Verwalter, Herrn Windsor, wo die älteste Tochter, Polly, ihre kleineren Geschwister unterrichtet. Was geschähe wohl nicht, wenn Thomafina es wünscht? Sie kommt in Polly Windsor's Schulstube, Polly kommt dadurch häufiger mit den Herrschaften in Berührung, und — der kindliche Anthony ist allerdings funfzig Jahr alt, hat aber noch ein zwanzigjähriges Herz. — „Wöchtet Ihr gern eine Stiefmutter haben?“ fragt eines Tages Mrs. General Grey ihre Großnichte. „Wißt Ihr, Vater, daß Tante Thomafina sagt, Ihr würdet eines Tages Polly heirathen?“ fragt Thomafina die jüngere bei der nächsten Gelegenheit den Urheber ihrer Tage. — „Sie würde mich nicht mögen,“ antwortet Anthony; „Ihr wißt, daß ich alt genug bin, um ihr Vater sein zu können.“ — „Ich finde Euch nicht so sehr alt,“ sagt Thomafina, „und ich habe sie sagen hören, daß sie Leute in mittleren Jahren am liebsten hat; sie denkt, daß junge Männer meistens albern sind.“ — Genug, Thomafina ermutigt Anthony, sein Glück zu versuchen; er thut es, und Polly will, aber Sir Richard will nicht. Was dem unverschämten Jungen einfällt! Will aus Liebe heirathen, in seinen Jahren, und noch dazu die Tochter des Verwalters! Anthony kann doch nicht gegen Papas Willen heirathen — das sieht man ein;

Polly und er geben einander auf, sind aber ernstlich unglücklich; Thomafina ist beleidigt, denn ihr Plan ist gescheitert. Sie läßt ihre Erdbeeren mit Sahne stehen, streichelt des Vaters dünnes graues Haar, sagt mitleidig: „armer Anthony!“ und geht würdevoll zu Bett, ohne den Großeltern gute Nacht zu wünschen. Zum Glück ist dieses mal Mrs. General Grey gleicher Ansicht mit ihrer Großnichte, und wenn zwei Thomafina's dasselbe wollen, kann selbst Sir Richard Bertram ihnen keinen langen Widerstand entgegensetzen. Anthony darf seine Polly heimführen, muß aber seinerseits Verwalter werden und Thomafina statt seiner als Sir Richard's Erbin anerkennen. Wie trotzdem das gesunde, freundschaftliche Verhältniß zwischen dem Vater und der Tochter sich fort erhält, wie Thomafina „Polly und ihre Buben“ protegirt und die Familie am Ende glücklich wieder unter das großväterliche Dach und in ihre rechtmäßige Stellung zurückbugfirt, wie bitterlich Sir Richard, als er mit zweiundachtzig Jahren das Zeitliche gesegnet, von seinem sechzigjährigen Erben beweint wird — das Alles ist, dem Anfang entsprechend, mit dem weiblichsten wohlthuednsten Humor geschildert.

Von mehreren Bänden mit „Stories“ sind zwei hervorzuheben: „How it all happened and other Stories by Mrs. Parr“ (vol. 22—23). Die Verfasserin liebt als Schauplatz old-world places, wie die Engländer stille, kleine Orte nennen, die nicht an den Schienenwegen der Neuzeit liegen und daher in ihren Häusern wie in ihren Gewohnheiten noch einiges vom Altherkömmlichen behalten haben. Und wenn Mrs. Parr ihre Geschichten nach London oder in irgend eine der großen Manufakturstädte verlegt, so behandelt sie mit Vorliebe old-world people, unter denen es natürlich an „extraordinären Frauenzimmern“ auch nicht fehlt. Alt-England hat Vorrath an dieser commodity dermaßen reichlich, daß es dem Continent sogar umsonst davon abgiebt. Die beiden Exemplare, welche Mrs. Parr uns liefert, Miß Pamela Plummidge, genannt Old-Pam, „gigantisch an Leib und Geist“, und Miß Sally Noggs in eisengrauem Alpaca, „mit dem Auge eines Falken“, sind jedem humoristischen Leser dringendst anzuempfehlen.

Einen besondern Reiz haben die schottischen Romane von Mrs. Oliphant. Es liegt über ihnen eine Melancholie, welche das ganze Empfindungsleben, ja, selbst was von Leidenschaft erscheint, zu einer gleichsam puritanischen Feierlichkeit abdämpft. Die Vollendung dieser Darstellungsweise finden wir im ersten Buche von „Adam Graeme of Mossgray“ (vol. 31—32). In „The Laird of Norlaw“ (vol. 14—15) wird mit ergreifender Wahrheit die Herzenstragödie einer schlichten, tüchtigen Hausfrau geschildert. Keine hinschmachtende Liebesheldin kann so die Sympathie in Anspruch nehmen, wie die weder geistvolle, noch gebildete, noch poetische Martha Livingstone, die Mistreß, wie sie genannt wird, die Frau des liebenswürdigen, aber charakterlosen Livingstone von Norlaw. Ein Mädchen, welches sie nie mit Augen gesehen, hat ihre ganze Ehe in eine

bittere Täuschung verkehrt, Mary von Melmar, Norlaw's Cousine und erste Liebe. Der Verheirathung mit ihm und dem Hause des Vaters entflohen, um einen Franzosen zu heirathen, ist Mary von Melmar seit langen, langen Jahren verschollen. Aber Norlaw hat sie nicht vergessen. Die Erinnerung an ihre unvergleichliche Schönheit hält ihn unter einem Banne, welcher stärker ist, als Alles. Ihr Vater will das undankbare Kind enterben, Norlaw in alle ihre Rechte einsetzen Norlaw würde eher Hungers sterben, als Mary's Platz einnehmen. Gatte der bravsten, treuesten Frau, Vater von drei hoffnungsvollen Knaben, ist er im Innern seines Herzens immer noch der verlassene Verlobte Mary's von Melmar. Anstatt für seine Familie zu sorgen und zu schaffen, schwärmt und seufzt er für die Verlorene. Ihr Vater stirbt; Norlaw hat nur noch einen Gedanken: Mary auffinden und in ihr Erbe zurückführen. In der fieberhaften Hastlosigkeit dieses Suchens versäumt er noch rücksichtsloser als bisher alle seine Pflichten; die Knaben werden nicht erzogen, Hab' und Gut geht stückweise verloren. Als der Ritter Mary's von Melmar auf dem Todesbette liegt, ist er der Armuth so nahe, daß er, würde ihm noch ein Morgen gegönnt, als Bettler aufwachen müßte; dennoch sind seine letzten Worte: „sie ist immer nur Mary für mich.“ Selbst die letzten Augenblicke gehören nicht seiner treuen Gefährtin, und was sie als Gattin erlitten hat, das soll sie als Mutter nochmals zu erleiden haben: ihr jüngster, liebster Sohn, des Vaters Ebenbild, erklärt sich zum Erben von Norlaw's Thorheit. „Ich will thun was mein Vater wünschte — sollte sie im entferntesten Winkel der Erde verborgen sein, ich will sie heimbringen!“ ruft er, und macht sein Wort wahr, entdeckt Mary von Melmar und wird ihr Schwiegersohn. Doch seine Mutter kann ihm und ihrer Nebenbuhlerin verzeihen: ihr ältester Sohn giebt ihr endlich, was immer ihr Recht gewesen wäre, den ersten Platz im alten Hause von Norlaw.

Schärfer, um nicht zu sagen, schreiender kann es keinen Gegensatz geben, als den zwischen dieser „schottischen Mutter“, und „Miss Lenore,“ der Heldin von „Good-bye, Sweetheart!“ by Rhoda Broughton“ (vol. 8—9). „Girl of the Period!“ murmelt der Held, als er sie zum ersten Male gesehen hat. „From all such, Good Lord, deliver us!“ und die Leserin wird es wiederholen. Der Leser nicht. „Good-bye, Sweetheart!“ ist das seltene Ding: ein Frauenroman für Männer. Nur sie können „Miss Lenore“, dieses Gemisch von Eigensucht, Eigenliebe und Eigensinn, dieses innerlich wie äußerlich völlig undisciplinirbare Geschöpf, welches ganze zwei Bände hindurch nicht den schwächsten liebenswürdigen Zug, nicht die leiseste gute Regung offenbart, ihrer körperlichen Schönheit und ihres wildweiblichen Naturells wegen absolviren, obgleich auch sie diese Alles verzeihende Nachsicht mehr gegen kleine Persönchen auszuüben pflegen, als gegen eine so große Person, wie Miss Lenore. Dieses Vergreifen in den Körperverhältnissen der Heldin ist der einzige psychologische

Irrthum, welcher der Verfasserin nachzuweisen sein dürfte, sonst ist ihr Buch mit einer unangreifbaren Logik geschrieben. Es gehörte Muth, ja mehr, Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst dazu, sich Miss Lenore deutlich vorzustellen und dann diese Conception auszuführen. Die Verfasserin hat diesen Muth und diese Rücksichtslosigkeit gehabt, und das Resultat ist ein Werk gewesen, in welchem nicht eine Seite zu finden ist, die langweilig, aber ebensowenig ein Wort, das erquickend wäre. Gequält von Anfang bis zu Ende verfolgt man das in Worten wie in Gedanken gleich rohe Mädchen, wie es sich mit wahnsinniger Thorheit um Glück und Leben bringt und sich zuletzt wüthend gegen den Tod wehrt. Man wird durch das Talent der Verfasserin gezwungen, ihr Buch durchzulesen, aber man athmet auf, wenn man fertig ist, und man wünscht unwillkürlich, sie möchte einem kein zweites der Art zumuthen — indem man es sonst wieder lesen müßte.

Ebenfalls peinigend, wenn gleich in anderer Weise, wirkt „Septimius, a Romance by Nathaniel Hawthorne (vol. 30), die letzte Erzählung, welche der amerikanische Romandichter geschrieben. Seine Tochter hat sie, ungefeilt wie sie sich vorfand, herausgegeben, ein Verfahren, das wir nicht genug billigen können, denn Nichts hat je unser literarisches Gefühl mehr verletzt, als das „Fertigmachen“ unvollendet gebliebener Schöpfungen durch Nachlebende. Aus dieser Pietät ergibt sich indessen wiederum, daß wir „Septimius“ nur als Entwurf beurtheilen dürfen, so ausgearbeitet er im Einzelnen auch schon erscheint. Ungefähr in der Mitte des Buches finden wir die erste Geliebte des Helden in seine Halbschwester verwandelt, und ähnliche Veränderungen würden vielleicht vom Dichter noch mehrere vorgenommen worden sein. Die Hauptidee wird gleich Anfangs in einem Frühlingsgespräch zwischen drei von den Hauptpersonen: Septimius, seiner Halbschwester und deren späterem Gatten dargelegt. „Es bedeutet Nichts, ob wir leben oder nicht“, sagt Septimius. — „Es bedeutet Nichts!“ wiederholt Rose. „Es bedeutet Nichts, und es ist solch ein Comfort zu leben, so vergnüglich, so süß!“ — „Ja, und es giebt so viele Dinge zu thun“, spricht Robert; „den Feldern Ertrag abzugewinnen, thätig mit den Männern und glücklich mit den Frauen zu sein; sich zu unterhalten, zu arbeiten, zu kämpfen —“ — „Ja, aber so bald angehalten zu werden, bevor unsere Thätigkeit zu irgend einem bestimmten Ende gediehen ist“, sagt Septimius düster. „Ich zweifle, wäre mir die Wahl gelassen worden, ob ich das Dasein unter diesen Bedingungen angenommen hätte: so viel Umstände mit der Vorbereitung zum Leben, und dann gar kein eigentliches Leben; ein schmerzlicher Anfang und Nichts weiter.“ — „Immer dieselbe Klage!“ sagt Robert. „Septimius, wie lange wünscht Ihr zu leben?“ — „Für immer“, antwortete Septimius. „Das ist nicht zu lange für Alles, was ich zu wissen wünsche.“ — Später sagt Septimius zu seinem Religionslehrer: „das ganze menschliche Geschlecht so zahlreich und mannichfach es sei,

ist seit dem Beginn der Zeiten nicht dahin gelangt, die Welt, in der es lebt, kennen zu lernen. Wir lernen nichts. Wir werden aus unsern Studien fortgerissen, bevor wir das Alphabet inne haben. Wie die Welt jetzt beschaffen ist, dünkt sie mir verfehlt, weil wir nicht lange genug leben.“ — „Septimius“, fährt hier der Dichter fort, „war kein Anfänger im Zweifeln; im Gegentheil, es schien ihm, als wär' er selbst, in seiner Knabenzeit, nie etwas anderes gewesen, als ein Zweifler und Frager, der Nichts geglaubt, obgleich ein dünner Schleier von Ehrfurcht ihn von der Untersuchung gewisser Fragen abgehalten hatte. Und jetzt kam der neue fremde Gedanke, die Welt sei genügend für den Menschen, wenn er nur für sie genügend sei, wieder und wieder über ihn, und zugleich ein gewisses Gefühl, dessen er sich schon früher bewußt gewesen, daß wenigstens er nicht zu sterben brauche.“ — „Warum sollte ich sterben?“ fragt er sich stolz. „Ich kann nicht sterben, wenn ich werth bin zu leben. Wenn ich nun in diesem Augenblick sagte: daß ich nicht sterben will, oder doch erst nach Jahrhunderten und Jahrhunderten, bis die Welt erschöpft ist? Laßt andere Menschen sterben, wenn sie nachgeben wollen; laßt den, der stark genug ist, leben.“ — Der Vorwurf des Romans ist hiermit angedeutet: Hawthorne selbst nennt ihn: „a Romance of Immortality.“ Aus dem Bedürfnis entspringt der Willen ihm genugsuthun, aus dem Willen das Versuchen, dem Bedürfnis genugsuthun zu können. Leider entspricht die Entwicklung nicht der Anlage; so rein spiritualistisch diese ist, so materiell ist jene. Die ganze Handhabung hat etwas Jongleurhaftes, worunter bisweilen sogar eine gewisse Skurrilität hervorguckt, das Schlimmste, was ein Autor bei der Behandlung eines mystischen Gegenstandes sich erlauben kann. Er corrigirt dann gleichsam seine eigene Schöpfung. Höchst wahrscheinlich würde bei der Uebearbeitung Hawthorne selbst diesen falschen Ton auf seinem Gemälde wahrgenommen und verwischt haben.

George Macdonald ist, wie immer, in seinem „Wilfrid Cumbermeder“ (vol. 6—7) ernsthafter bei der Behandlung des Mystischen. Den Muth zum Unerklärlichen hat er nicht — wer hat ihn denn heutzutage? Shakespeare würde sich jetzt sicherlich nicht getrauen, Hamlet's Vater auftreten zu lassen. Aber an das Geheimnißvolle in uns wenigstens glaubt Macdonald durch und durch. Darum versteht er Dissonanzen aufzulösen. Wie feierlich friedlich z. B. schließt die uns vorliegende Autobiographie. „Vater, hülle mich ein in Dich. Der Sturm, so lange still, wacht auf; noch ein Mal schlägt er seine wilden Flügel. Laß ihn sich nicht emporheben in die Luft, wo mein Geist schwebt. Ich wage nicht zu denken, aber mein Herz ist in Deiner Hand. Mich einem Ausspruch von Dir zu beugen, brauch' ich das noch zu lernen? Ist es nicht genug, daß ich, sobald ich etwas als Deinen Willen erkannt, im Stande sein werde, zu sagen: Dein Wille geschehe? Nein, es ist nicht genug; ich bedarf

mehr. Lehre Du mein Herz, Deinen Willen so zu lieben, daß ich nicht länger danach frage, was seiner Bestimmung nach sein oder nicht sein soll, und still in seiner Heiligkeit ruhe.“ Stellen gleich dieser, welche in jedes Erbauungsbuch paßten, finden sich in allen Büchern Macdonald's, Wilfrid Cumbermeder aber ist vorzugsweise reich daran. Die Natur- und Characterschilderungen sind mit dem gleichen Ernst behandelt. Am ergreifendsten von den letztern ist die des jungen Ungläubigen, welchen die starre Dogmatik seines Vaters in den Zweifel und zuletzt in die Verzweiflung hineintreibt.

Das, was die Engländer plot und wir Verwicklung nennen, ist dagegen unbedeutend. Eine Heirath, die zu beweisen bleibt, ein unechter Baronet im Besiz, wo er nicht sein sollte, und der ächte Erbe, nämlich Wilfrid, draußen, wo er ebenfalls nicht sein sollte — das ist Alles. Wo die Engländer ihre plots hernehmen, wenn die Heirathen je besser regulirt werden sollten oder gar das Erstgeburtsrecht einst aufgehoben würde, das ist schwer vorherzusagen. Nachdem das geknechtete Italien frei geworden und weder der Krimkrieg noch der indische Aufstand eine Katastrophe mehr herzugeben haben, ist die britische Erfindung mit aller Liebe zu der heimlichen Heirath und zu dem verdrängten Erben zurückgekehrt. Auch „A. Bridge of Glass by F. W. Robinson“ (vol. 33—34) ruht auf der bekannten Heirath und dem unbekanntem Erben. Nur ist zum Glück die Heirath eine ausnahmsweise honette und der Erbe ein Original. Außerdem hat der Verfasser es verstanden, uns das ganze erste Buch hindurch in athemloser Spannung zu erhalten und später als diese dem ruhigen Lesen weichen muß, uns durch vortreffliche Characterschilderung zu entschädigen und zu fesseln.

Daß er weder heimliche Heirathen, noch verdrängte Erben anwendet, ist der große Vorzug von Anthony Trollope. Bei ihm kommen die Erben immer ganz ordentlich zu dem Ihrigen, wenn überhaupt etwas zu vererben ist, und die Heirathen geschehen sämmtlich auf vorschriftsmäßigem Wege, wenn sie nicht auseinandergehen. Die Heirath, welche auseinandergeht, weil entweder das Mädchen oder der Mann sich eines Anderen, und nicht immer eines Bessern besinnt, ist der trick Anthony Trollope's. In „The Eustace Diamonds“ (vol. 35—36) bereuen nicht weniger als drei Männer ihren Antrag unmittelbar nachdem sie ihn gemacht haben, eine Braut sagt am Hochzeitmorgen Nein und die Heldin selbst erklärt drei Verehrern ihre Liebe, d. h. ihre Bereitwilligkeit, sich mit dem, welcher eben da ist, zu verehlichen, und bekommt keinen einzigen. Man ist förmlich froh, daß sie zuletzt wenigstens einen Vierten kriegt, daß noch eine zweite Heirath zu Stande kommt, und daß die Diamanten gestohlen werden. Die Diamanten, welche in Form eines Halsbandes 10,000 Pfund Sterling werth sind, und die kleine Heldin, welche gar nichts werth ist, füllen die beiden Bände. Allerdings fehlen alte

Bekannte nicht. Lady Glencorn ist nach wie vor *l'enfant terrible* der hohen Gesellschaft, Herr Palliser repräsentirt unveränderlich die Farblosigkeit der vollendeten *propriety*, Herr Gresham, Herr Grey, seine Frau, die schrecklich ungeschliffene Alice aus Can von forgive her? — alle sind wieder da, selbst der Duke of Omnium und Madame May Goesler. Aber sie nehmen nur einige Capitel ein und vom Duke of Omnium dürfen wir sogar die Hoffnung hegen, ihn im nächsten Romane Anthony Trollope's begraben zu sehen. Daß es in diesem nicht geschieht, ist gut: wie hätte Lizzie sonst Platz genug für ihre Lügen und ihre Diamanten, die nicht ihre sind, behalten sollen? Weiter mußte viel Raum bleiben, damit Jedermann sich schlecht aufführen, schlecht behandelt werden könnte, denn *every body behaves badly to somebody* und wird seinerseits *badly* oder *very badly* used oder treated. Zum Schluß verheißt der Verfasser uns, daß wir späterhin noch mehr von Lizzie zu hören bekommen sollen. Obgleich „dieses junge Frauenzimmer“ der Charakteristik ihrer leiblichen Tante nach *false, dishonest, heartless, cruel, irreligious, ungrateful, mean, ignorant, greedy and vile* ist, werden wir doch ihr Wiedererscheinen nicht ungerne sehen, denn trotz Allem ist poor Lizzie, wie Anthony Trollope sie mit unwillkürlich zärtlichem Mitleid nennt, der österreichischen Bezeichnung nach, eine seiner „unterhaltlichsten“ Heldinnen.

Literarisch höchst interessant ist „Albert Lunel“ (vol. 28—29) ein Roman des verstorbenen Lord Brougham, welcher bei seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht worden. Vor fast dreißig Jahren geschrieben, ist er wie ein Denkmal einer früheren Periode, der academisch geregelten, gegenüber der heutigen, in welcher die Individualität die umfassendste Freiheit errungen hat.

J. v. D.

Aus Bayern.

Seit dem verwichenen Monat haben sich in der inneren Politik von Bayern mannigfache Umgestaltungen ergeben, die zwar äußerlich ziemlich geräuschlos vorübergingen, aber nichts destoweniger von tiefer Wirkung sind. Sie berühren fast sämtliche Gebiete des staatlichen Lebens. Die Krisis, die in wirtschaftlicher Beziehung heranwuchs, und die Kämpfe, die sich um die kirchliche Frage drehten, gehören hieher. Durch die Gemeindevahlen, die in naher Aussicht stehen, treten die communalen Angelegenheiten in den Vordergrund; eine Reihe von Reformen betrifft die Schule und den akademischen Unter